

Die Heiligen Stätten von Jerusalem

Von den tiefen Mythen des Christentums hat keines die Phantasie der Menschen so innig gerührt wie das der Auferstehung des Gottmenschen. Die Osterfeier, die wir begehen, weil ein Mensch sein Leben ließ, der den Fremden wie Knechten gleiche Seligkeit verließ.

(Richard Dehmel)

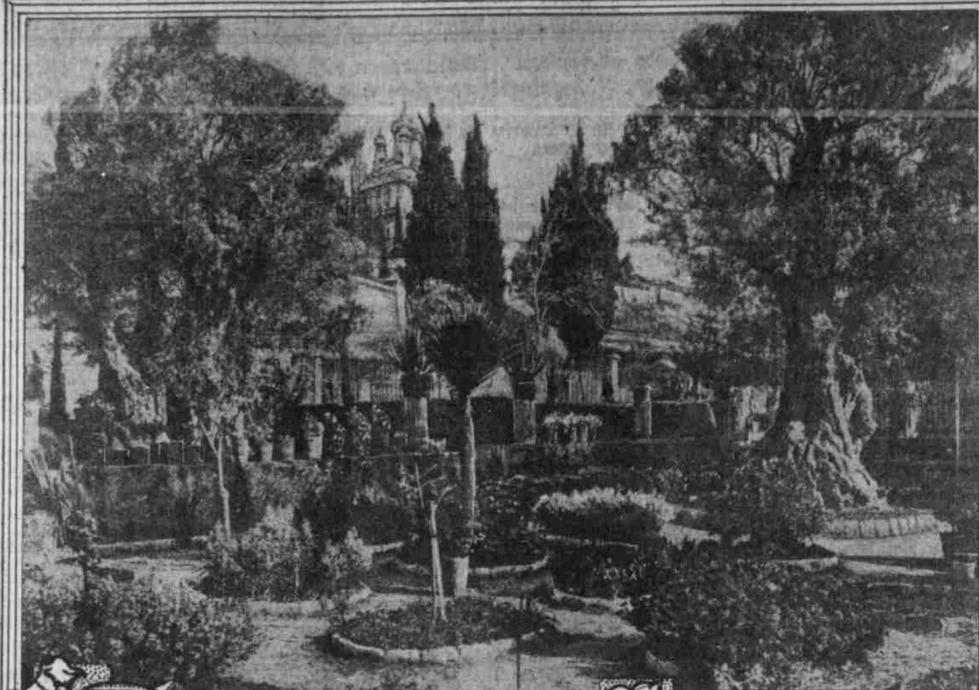
Ist das höchste Heil des Christentums, ein Heil der Menschheit und der Natur, die im Aufstehen auch das Sinnbild der vom Winter erlösten und zu neuem Leben drängenden Schöpfung bereitet.

Von jeder hat es die Christen nach den Stätten gezogen, an denen die Vorgänge aus dem Leben des Herrn den schätzbaren Rahmen der gegenwärtigen Erinnerung finden. Keine Stadt, auch das dreimal heilige Rom nicht, hat die Schmach der Jahrhunderte so tief bewegt wie Jerusalem, das zur Osterfeier von gläubigen Scharen Jahr für Jahr heimgeführt wird. Hier hat frommer Glaube und orientalische Phantasie für jede kleinste Begebenheit, die in den Evangelien verzeichnet ist, eine Stätte gefunden und geweiht, so daß der Pilger gleichsam die heiligen Geschichten wandelnd Fußes miterlebt.

Die Lebensgeschichte des Herrn, die Vorbereitung seines herrlichen Todes und seiner verkündeten Auferstehung, hat die Christenheit mit allen Schichten positiver Schönheit umwoben. Sie hat auch im Morgenlande jede Spur von ihr festhalten gesucht. Da ist der Ölberg bei Jerusalem, von dessen Hängen aus man auf den Tempelberg blickt, auf dem Jesus nach den jüdischen Tempel sah, in dem die Patriarchen herrschten, als er zum letzten Mal in Jerusalem eintrat, unter dem Jubel des Volkes, das den Messias-König erwartete. Eine von den Kreuzfahrern erbaute Marienkirche und die „Höhle der Tobekanzel“, wo Jesus gefangen genommen wurde, sind die größten Sehenswürdigkeiten des Berges, auf dem auch heute noch Ölweiden wachsen, aber auch Feigen, Aprikosen und Johannisbrot. Hier steht auch der kleine Gethsemane, den die Franziskaner betreten. Nicht sorgfältig erhaltene, uralte Pavamente bereitet der fromme Glaube als Zeugen der letzten Versuchung Jesu. Der Bild vom Garten ist frei räumlich — im Westen liegt der Tempelberg, auf dem Jesus die Hellenen nach dem Kalifen Omar sieht. Im Osten grüht von der Höhe des Ölbergs herab die russische Mooskathedrale mit goldenen Zierkuppeln.

Der Lebensweg des Herrn, die Straße, die vom Gerichtshaus des römischen Praetors Pontius Pilatus nach Golgotha führt, wird seit dem 16. Jahrhundert in der Straße verehrt, die vom Selenator nördlich des Tempelberges zur Grabeskirche führt. Von der wissenschaftlichen Forschung kann diese Annahme nicht standhalten. Wo das Praetorium der römischen Stadt einst stand, wissen wir noch nicht, aber ältere Überlieferungen machen es wahrscheinlich, daß seine Lage mehr am Tempelberg zu suchen sein wird, bei einem seiner Tore, die von der Westmauer des Tempelbezirkes in die Stadt führten. Aber der Glaube der Pilger, der die heiligen Stätten verehrt, braucht keine wissenschaftliche Gewißheit. In diesen „Stationen“, deren Gedächtnis in jeder katholischen Kirche und in der katholischen Welt auch durch kunstvolle Radbildungen an den „Potionswegen“ berühmter Wallfahrtskir-

chen gefestigt wird, halten die Prozessionen der Gläubigen. Die erste Station gilt als die Stelle, an der Jesus geißelt wurde, die zweite bezeichnet den Platz, an dem das Kreuz auf seine Schultern gelegt wurde. Dann geht die Straße unter einem Bogen durch, der vielleicht einst einem römischen Triumphbogen angehört; von ihm aus soll Pilatus der Menge Jesus gezeigt und dabei das „Ecce homo“ gesprochen haben. Die dritte Station, die unser Bild in dem Augenblicke zeigt, in dem eine andächtige Pilgergruppe sie besucht, soll die Stelle bezeichnen, an der Jesus zum ersten Mal unter der schweren Last des Kreuzes fiel. Im Hintergrunde steht man das Portal des großen österrömisches-ungarischen Hospizes für katholische Pilger. Zwischen zwei mittelalterlichen Häusern, die von den Fremdenführern als das des „Reichen Mannes“ und des „Armen Lazarus“ ausgegeben werden, erreicht man die vierte und bald darauf die fünfte Station; sie erinnern an die legendäre Begegnung Jesu mit seiner Mutter und die Übernahme des schweren Kreuzes durch Simon von Kyrene. Bei der sechsten Station ist zum Gedächtnis der Hl. Veronica, die hier das Antlitz Jesu mit ihrem Schweigstuch getrocknet haben soll, das dann das Bild des Herrn zeigte, eine eigene Kapelle gebaut. Von diesem Schweigstuch haben sich in mehreren abendländischen Kirchen, darunter in Sankt Peter zu Rom, Reliquien erhalten. Die folgenden Stationen des Lebensweges liegen in einer überwöl-



ten zu sorgen brauchen. Die Christen, die gemeinsam, seien sie jüdischen oder westlichen Bekenntnisses, das Fest begehen, haben andere Sorgen, als sich im Gottesdienste gegenseitig zu freuen, und im Notfall hielten die türkische Armee, in deren Operationsgebiet Jerusalem liegt, scharfe Wacht. Die nach Beauftragten zählenden Scharen russischer Pilger, die sonst in jedem Frühjahr nach Palästina ziehen, bleiben zu Hause, die englischen und französischen Reisenden sind diesmal ausgeschlossen. Dafür erreicht Jerusalem zu einem neuen Frühling. Der Krieg hat für die Erneuerung der alten Stadt mehr getan als sonst Jahrzehnte. Neue Bahnen sind in Palästina gebaut, neue Straßen sind in Palästina gebaut, neue Bahnen sind in Palästina gebaut, neue Straßen sind in Palästina gebaut, neue Bahnen sind in Palästina gebaut, neue Straßen sind in Palästina gebaut.

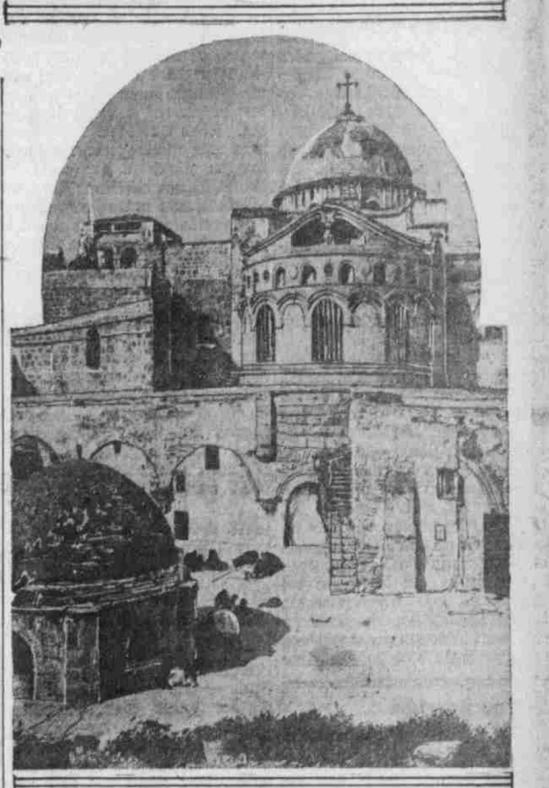
Aber Jerusalem bleibt auch in verjüngtem Gewande die heilige Stadt des Ostens. So wenig wie die fremdbürtigen Bauten, die von den Russen, Franzosen und auch von Deutschen rings um die Stadt herum aufgeführt wurden, den orientalischen Charakter und die stimmungsvolle Schönheit der Landschaft verlieren konnten, so wenig wird auch die Zukunft ihr anhaben können. Jerusalem bleibt den Juden die euerterne Hauptstadt ihres verfunkenen Tempelreichs, den Mohammedanern die heilige Stätte, von Abraham den reinen Allah errichtete und Mohammed in den Him-



- 1. Der Garten Gethsemane.
2. Hof der Grabeskirche in Jerusalem.
3. Die dritte Station auf dem Lebenswege Christi.

gen schon im Innern der vielerschlungenen baulichen Anlagen, die sich um die eigentliche Grabeskirche herumlegen. Sie steht, wie seit Jahrhunderten geglaubt wird und wie auch die Wissenschaft vermuten darf, an der Stelle Golgothas, der „Schädelstätte“, die im Altertum noch außerhalb der Stadtmauern lag, während das neue Jerusalem ringsum sich ausbreitet. Unser Bild zeigt die Hauptkuppel der Kirche von einem der vielen Höfe aus, die das fast unerforschliche Gemäuer von Kirchen, Kapellen, Klöstern und Nebenbauten enthält, das in Jahrhunderte langer Arbeit von allen christlichen Kirchen erbaut worden ist.

Die Osterfeier in der Grabeskirche galt von jeher als eine der seltsamsten Lebenswürdigkeiten des Ostens, bei der es freilich dem abendländischen Christen nicht recht wohl zumute werden wollte. Man erlebte, wie die Mohammedaner — die türkische Polizei — die Zeremonien der christlichen Kirchen sorgfältig beobachteten, damit die Christen sich nicht untereinander zerstreuten. Ein eigenartliches Schauspiel zeigte es, daß in dem vergangenen Kriegsjahr die Feier des Osterfestes der orientalischen Christen, der Russen, Griechen, Rumänen, Bulgaren, der Armenier, Syrier und Ägypten, die alle den alten julianischen Kalender beibehalten haben, mit dem Osterfest der katholischen und evangelischen Westländer angenommen hat, zusammenfallend. Raum ein Mal im Jahr feiert die ganze Christenheit das Fest der



Auferstehung gemeinsam. Diesmal wird freilich niemand sich um die Ordnung an den Heiligen Stätten

ten Straße. Hier sieht man die Stelle, an der Jesus zum zweiten Mal fiel, als er durch die Gerichtspforte aus Jerusa-

lem herausgeführt wurde, dann den Platz, an dem er die Frauen anredet, die den Zug begleiteten, und endlich die

neunte Station, an der Jesus zum dritten Mal unterm Kreuz fiel. Die letzten Stationen der Via Dolorosa lie-

mel entzündet wurde, den Christen aber die Stadt der Auferstehung, ungeschädigten Lebens, frohlicher Osterfeier.

Das Essen in der Kriegszeit.

Die schöne Dame, die über und über mit kleinen Baketen bedünnt war, befand sich in ärztlicher Sorge, so daß der elegante Herr, der eben aus dem Aufzugschiff kam, sie kaum aufzuhalten gewagt hätte. Allein das Gedränge vor den weit geöffneten Adventuren, aus denen die schmachtendsten Däfte über den ganzen Platz hinwegwehten, war so groß, daß die beiden ein paar Augenblicke lang eingeklemmt nebeneinander zu stehen kamen. Der Herr sah infolgedessen das nur mit zehntel Dela Sibamer bedeckte rechte Handgelenk bis zur Höhe seines auch im Kriege spielenden Ählers, während er gleichzeitig mit der Linken in der weiten Tasche seines Stabpöls irgend etwas vor dem Herdrücken schützte. Und auch die eilige Dame freudete ihm jetzt ihre schwarz behandschuhete Hand entgegen, die federleicht war, obwohl etwas stark für die Kinder und Teenager für die Gäste am Unterarm angewickelt waren. Sie sprach dabei ihren Mann, der noch aus der Friedenszeit kam, und dessen Weisheit sie jetzt hinter sich einen tieferen Sinn bekam, so lebhaft an ihre Brust, daß der Herr eine erschütternde Wallung nicht ganz zu unterdrücken vermochte. „Wie schön! Wie schön!“ sagte er und schaute verzückt auf den Mann. „Was ist das? Woran ist es in dem eiligen Ton, in dem Sie früher einmal ihrer Erörterungen zu vernehmen pflegte, höchst zweideutig verstanden? Wenn Sie wollten...“ Dann aber ließ sie die Hände fallen und machte ihn zum Mittweiser ihres schmerzlichen Geheimnisses. Es war ein alter Herr, wußte viel von ihr, Gutes und Schlimmes, warum nicht auch das? „Wo ist Sie, schon im Weierlocher, den Mann bis zur Höhe ihres Gesichtes und flüchtig darüber hin dem Neugierigen etwas zu ein Wort nur, ein einziges,

aber es enthielt alles: ... Spekt!...“ sagte sie, und entließ. Wer dieser Dame vor drei Jahren prophezeit hätte, daß sie in dem Seidenschlauch ihres Muffmännens eine Speditionsreise verbringen würde, daß sie eines Schicksals milden Klages wegen einen ihr noch unbekanntem Bezirk entdecken und Landpartien zu einer heimlichen Eiersieferantin unternehmen würde, den hätte sie für ebenso verrückt gehalten, wie jemanden, der ihr zugemutet hätte, ihre Pflichten, wenn sie in der Stadt „shopping“ machte, selbst nach Hause zu schleppen. Außerdem fand sie sich jetzt ganz gut in die ihr vom Kriege aufgedrungene Rolle, obwohl es ihr wahrhaftig nicht an der Mühe gesungen worden war, daß sie eines Tages einen almodischen Muff als Einkaufsgegenstand verwenden müssen. Befagte Mühe war in einem reizend hellen, freundlich temperierten, vor allen Stimmungen und Gefahren behüteten Kinderzimmer geschehen, über dessen Schwelle auch späterhin, als sie eine heranwachsende junge Dame war, die Nahrungszufuhr kaum jemals zu gelangen vermochte. Zwar lernte man in der Schule ein wenig „economie domestique“ — meist schwänzte man die sode Stunde — und hörte wohl auch hin und wieder das fromme Fräulein ein Vater-unter beten: „Herr, gib uns unser tägliches Brot!“ Aber wer dachte dabei an die Bekanntschaft? Wer maß diesen Dingen überhaupt irgendwelche Bedeutung bei? Man „sah zu leben“, aber man lebte nicht, um zu essen, und es galt für unheimlich, auch nur davon zu reden. Höchstens die alten Lanten der Familie fragten, wenn man ihnen erzählte, daß man zu Abend einladen gewesen wäre: „Was gab's zu essen?“ Aber derartige Trivialitäten überwiegen, man am besten ganz. Auch das Fräulein, das doch

weiß Gott einen gesunden Appetit besaß, pflegte seinen Schuppelgehenden dem Knabheit auf einzuführen: „Vom Essen spricht man nicht in der guten Gesellschaft!...“ Nun, wenn das wahr wäre, dann gäbe es zurzeit kaum irgendwas in Europa eine gute Gesellschaft. Das Essen spielt jetzt offensichtlich die größte Rolle, auch bei den beherzogenen und bestgenügenden Damen; Lord Byron, der bekanntlich die Schwärze hatte, schöne Frauen nicht essen sehen zu können, würde derzeit kaum auf seine Kosten kommen, in England, wo man neustens das Dinner weiß eingekürzt hat, so wenig wie in Wien, wo ebenso überzogen gegessen wie darüber geredet wird. Jemand der besser kulturierten Leute, die das Gehörten des Hungers höchstens in der Salmausküche des Appetits kennen gelernt haben, werden nicht müde, es durch möglichst häufige Nennung aller möglichen Lebensmittel zeitgemäß zu beschreiben. Viele von ihnen reden immer vom Essen, sogar während des Essens, woraus sich die heitere Folie ergibt, daß der Krieg ihre Mahlzeiten gewissermaßen verwirrt hat: insofern nämlich, als sie schon beim Frühstück das Mittagessen einnehmen, im Geiste wenigstens, und beim Mittagessen durch die Erdleerung des Nachtessens auch aus diesem im voraus Genuß saugen. Auch halten sie, aus Furcht, den Köpfen zu kommen, die Nachtessen nicht mehr so genau ein, sondern insofern in der Zwischenzeit Gutes und Schokoladen, was man jetzt vielfach auf der Gasse, in öffentlichen Lokalen, so sogar auf der Straße beobachten kann. Der Krieg hat — und das wäre eine Folge, die man sich verdammen könnte — den Krieg der Gemütsverhältnisse eingeschärft. Geschäftsleute, Kaufleute, Automobilfahrer und manche andere Abteilungen der reichen Leute, an die sie gewohnt waren, kommen derzeit außer Betracht, so daß oft wirklich nur das funktionelle Essen übrig bleibt,

das, nach einem berühmten Worte, als ein letztes Vergnügen alle anderen verliert. Es kann so unter Umständen, die freilich eine Ausnahme darstellen, aus der Einschränkung des Nahrungsmittelbedarfes geradezu eine Art Kaschierfähigkeit entstehen. Man sucht eben den notwendigen Ersatz anweilen auch in der Richtung nach oben, ihr anstatt gemessenen Studien und trinkt statt schwarzen Kaffee heißen Punsch, wenn man die Mittel dazu hat. Doch dies in früherer Zeit nicht viel anders war, geht, wie aus anderen Beispielen, auch aus einer Komödie des Aristophanes hervor, die „Der Friede“ heißt und bekanntlich am Ende des Peloponnesischen Krieges, in der Absicht, diesen Ende zu beschleunigen, geschrieben wurde. Ihr Held, ein einfacher Landmann namens Tragos, bringt bis zum Olymp vor, um den Frieden auszusuchen und betet dort zu der spröden Göttin — im Griechischen ist der Friede eine Frau — in spöthastigen Wendungen wie folgt: „Loh Nahrungsmittel reichlich unserem Markt aufstehen, Gänge aus Bienen, Kalk von Kobalt.“ — u. s. w., eine satirische Aufzählung von Aristophanes Fülle —; auf das wir sie, reichweise angefüllt, den Köpfen Morpphos, Teles, Gualentes freilich machen können....“ Diese Morpphos und Genossen sind offenbar die in Personenzugewandten Komödie nicht namentlich angeführten Delmbusch, Lenzen und Harnischbeisramen. Sie hatten auch während des Peloponnesischen Krieges reichlich zu essen. Der arme Tragos aber mußte allerhand entbehren, weshalb er, um sich zu entschädigen, in den üppigsten salutarischen Vorstellungen schwelgte. Denn, wie das Herz voll ist, dehnt sich der Mund über. Es ist daher nicht unbegründet, daß jetzt so viele unserer Zeitgenossen mit vollem Mund die Nahrungsmittelverengung im großen wie im kleinen erleben. Die Sache ist natürlich sehr wichtig und viel zu ernst, um darüber zu scherzen, sagt doch schon

der alte Brillat-Savarin, der literarische Schuttpalast aller guten und starken Eßer, in seiner „Physiologie des Geschmacks“ gleich auf der ersten Seite des berühmten Wertes: „Das Schicksal der Nationen hängt von ihrer Ernährung ab.“ Wer möchte bezweifeln, daß der berühmte Franjoise, der, freizugig, die Memoiren seines Buches schrieb, mit einer Bemerkung, die glücklicherweise ebenso für die Entente wie für uns gilt, recht hat? Dennoch machen diese unvermeidlichen Gespräche über das Essen, die als eine Begleiterscheinung des Krieges diesen bis an sein Ende begleiten dürfen, zuweilen auch einen komischen Eindruck. Sie entspringen so durchaus nicht immer der notwendigen Sorgfalt eines bonna pater familias, sondern aus einer überhöhten brüderlichen Freundschaft, die mehr kindlich als militärisch verfährt. Letzteres unterstreichen sich die beiden Geschlechter in der Art, wie sie zu der Magistrale Stellung nehmen, ziemlich radikal voneinander. Die Männer haben meist das Ganze im Auge, sie rechnen mit Tonnen und Zentnern, teilen Millionen Meeresentner Getreide, Hunderttausende von Schweinen, Laufende von Ochsen auf und ein, während die Frauen mehr von der Hand in den Mund leben und sich oft mit geistlicher Hinführung des sozialen Moments nur um die eigene Speisestemme kümmern. Philosophisch ausgedrückt: von allen möglichen Dingen interessiert sie nur derjenige, mit dem sie beim Frühstück persönlich zu tun kriegen, von allen denkbaren Cardinenshöflein nur diejenigen, zu denen eine Freundin die Adresse besitzt. Diese Adresse spielt jetzt eine große Rolle, sie hat sogar den jenseitigen „kleinen Schneider“ verdrängt, die sich sonst Frauen aus höchsten Kreisen ihrer Liebe unter der Hand mitzulassen pflegten. Allerdings, alles erfährt nicht einmal die Freundin. Die Krieg hat die Ware als solche wieder zu Ehren gebracht, indem er für

schwerer zugänglich, ja unter Umständen unerschwinglich macht. Zumal die Schwere ist im allgemeinen Ansehen gesunken. In jener sagenhaft gewordenen Vorkriegszeit gliedert wir alle mehr oder weniger einer Figur von Anderen, dem Mädchen, das das aufs Brot trat! Wir überschätzten die ästhetischen, unterschätzten die materiellen Güter. Jetzt ist es eher umgekehrt: die Werbewerbung hat ihre ursprüngliche Beziehung zur Ernährung zurückgewonnen. Pecunia, die latinisch Geld, hängt wieder wie vor in der Schule gelernt haben, mit pecunia ist gleich Vieh, zusammen; und das Vermögen eines reichen Mannes läßt sich am besten, wie in der Bibel, nach Schaffeln Getreides abschätzen. Mit dem Vieh hat sich aber auch die freiwillige Befreiung, das Geschenk, verändert: es ist jetzt meistens nützlich, häufig eher. Eine Frau verehrt, der schickt ihr einen Fleck Sohlenleder, einen Sack mit Reis, eine Dose Fett; wer eine Künstlerin bewundert, der kauft ihr ein Kilo Dörmchen, Butter und Käse. Zehn berühmte Theaterdame, die vor etwa anderthalb Jahren einen ungeheuren Blumenstrauch mit der nur halb hundertachten Bemerkung zurückließen: „Hätten Sie mir lieber fünf Kilo Wehl gebracht“, würde heute keine Ausnahme mehr, sondern die Regel. Auch die Einladung zum Essen ist jetzt eine Form der Huldbildung, aber freilich, sie muß ernsthaft gemeint sein; denn wie schon Nestor einem armen Klavierspieler sagen läßt: „Man reizt einen Künstler nicht mit Nahrungsmitteln...“

Es ist nur selbstverständlich, daß die Notwendigkeit, hauszuhalten, auch die Formen der Geselligkeit verändert hat. Man überlegt es sich gehörig, bevor man jemandem „auf einem Kaffee Suppe“ zu sich bittet, und der Gebete, der nicht in eine wirtschaftliche Abhängigkeit von seinen reichen Freunden geraten will, wird es sich auch überlegen müssen, bevor er die Einladung annimmt; denn eine Mahlzeit ist jetzt immerhin eine Mah-